

Der andere Anwalt

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **252 (1979)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MARIA DUTLI-RUTISHAUSER

Der andere Anwalt

Die Verhandlung hatte sich verzögert. Bernhards Anwalt war plötzlich erkrankt, und das Gericht riet ihm, die Angelegenheit bis zu dessen Genesung zu vertagen.

Bernhard war im ersten Moment verärgert gewesen. Nun hatten Monika und er die peinlichen Verhöre hinter sich. Es war klar, dass das Gericht sie scheiden würde – und nun sollte die Sache sich weiter hinziehen. Vor allem taten ihm die Kinder leid, von denen man nicht wusste, wem sie zugesprochen würden. Vorläufig waren sie bei Monikas Eltern, aber er hoffte, Michael werde nach der Scheidung bei ihm leben dürfen. Er hatte bereits eine Haushälterin eingestellt, und er selbst wollte sich ihm abends und an den freien Tagen so viel als möglich widmen. Diese Ehe war von Anfang an falsch gewesen. Eine längere Wartezeit hätte sie beide überzeugen müssen, dass sie nicht reif genug waren, die Fehler des Partners zu ertragen. Aber ihre junge Verliebtheit hatte sie zur Heirat gedrängt – in eine übereilte, rasch geschlossene Bindung, die bald schon eine Fessel wurde. Auch die Kinder vermochten nicht, die gefährdete Ehe zu retten. Egoismus und mangelnde wahre Liebe zerstörten die kleine Gemeinschaft vollends.

Bis anfangs Mai wohnte die kleine Familie noch zusammen, dann ging Monika mit den Kindern zu ihren Eltern, und Bernhard lebte allein in der Wohnung. Er empfand die Stille wohltuend. Der Druck war gewichen. Monikas Gegenwart hatte ihn wie ein Vorwurf gedünkt, ihr Schweigen regte ihn auf, noch mehr als ihre seltenen Versuche, sich mit ihm auszusöhnen. Die Würfel waren gefallen. Nachdem Monika ihre Fehler eingestanden hatte, blieb nichts anderes übrig, als den Irrtum zu berichtigen und den Bund zu lösen, der nicht mehr zu Recht bestand.

In der Wartezeit begann Bernhard, die Schubladen seines Schreibtisches zu ordnen. Vielleicht, so dachte er, gab es unter seinen Sachen noch Schriftstücke, die Monika gehörten. Diese wollte er ausscheiden und ihr übergeben.

Eines Abends, als durch das weit offene Fenster der späte Sang einer Amsel ertönte und der Duft des blühenden Nachbargartens wie eine süsse Welle hereinströmte, hielt Bernhard einen Brief seiner toten Mutter in der Hand. Es war der letzte, den sie ihm geschrieben hatte. Zwei Monate vor der Hochzeit war sie gestorben. Er erinnerte sich, dass die Nachricht von ihrem Tod ihn irgendwie erleichtert hatte. Die Mutter war gegen die Heirat, sie hoffte bis zuletzt, ihr Sohn werde einsehen, dass die Verbindung nicht glücklich sein könne.

Diesen Brief hatte er damals vor Monika geheimgehalten. Auch nach Mutters Tod verriet er ihr nicht, dass er ohne ihre Zustimmung die Ehe geschlossen hatte.



Aus der hochgehenden Aare gefischt
Nicht ohne Mühe wurde dieser riesige Wurzelstock beim
Schwellenmätteli aus dem Wasser gehoben.
Photo Walter Nydegger, Bern

Jetzt las er die ernstesten Worte noch einmal. Besonders der Schluss des Briefes schien ihm wie eine Voraussage dessen, was so bald eingetreten war. «Lieber Bernhard, es kann nicht sein, dass du alles vergessen hast, was dein Vater und ich dich gelehrt haben. Schau, das Leben ist eine schöne, aber wichtige Sache, ein Geschenk Gottes. Wie sollten wir es ohne Dank annehmen dürfen? Du sagst, es sei deine Angelegenheit, du könntest es formen nach deinem Willen. Und ich sage: Alles, was du ohne Gottes Segen und gegen seinen Willen tust, wird falsch sein. Du glaubst, ohne kirchliche Trauung auskommen zu können. Natürlich kannst du heiraten ausser der Kirche. Nur – und das solltest du bedenken – schlägst du damit die beste Hilfe aus. Ein Haus, ohne Gott gebaut, wird nicht Bestand haben. Denk darüber nach, ehe du den Schritt tust. Der liebe Heilige Geist, zu dem ich in allen wichtigen Entscheidungen bete, möge dir helfen, die rechte Einsicht zu gewinnen. Von ihm, der einst das Angesicht der Erde erneuerte, erhoffe ich deine Umkehr und dein wahres Glück.»

Bernhard hörte die Amsel nicht mehr singen. Der Abend lag lau und dämmernd im Zimmer. Den Brief in der Hand, sass der Sohn und dachte über der Mutter Worte und ihre Sorge nach. Damals hatte er nichts begriffen. Den Hinweis auf den Heiligen Geist tat er leicht hin ab. Es war ihm fast peinlich, dass Mutter solche Dinge anführte.

Jetzt rührte ihn der Brief an, als sei die Mutter bei ihm. Er sah ihre Züge, ihr schmerzliches Lächeln, das sie im Tode um den Mund gehabt hatte. Was sie wohl sagen würde, wenn sie noch lebte und um den Schiffbruch seiner Ehe wüsste?

Ganz nahe und deutlich sah Bernhard plötzlich die Buchstaben von seiner Mutter Hand: Der Heilige Geist möge dir helfen, die rechte Einsicht zu gewinnen; von ihm erhoffe ich deine Umkehr und dein wahres Glück!

Einmal hatte er Mutters Mahnung ausgeschlagen, sein Haus ohne Gott gebaut. Nun, auf den Trümmern seines Stolzes und geistigen Hochmutes, hörte er sie abermals. Über ihren Tod hinaus reichte ihm die Mutter die Hand, sprach zu ihm.

Es war schon fast völlig dunkel, als Bernhard aufstand. Sicher, als sei er von einer starken

Macht geführt, ging er aus dem Hause. Wenn er Glück hatte, war Monika noch auf. Er musste sie sehen, mit ihr sprechen. Oder vielleicht las er ihr nur Mutters Brief vor. Der Geist Gottes konnte auch sie anrühren. Was die Mutter zeitlebens geglaubt hatte, musste gross und stark sein. Jenen Segen mussten sie haben, jene Hilfe, die Häuser baute und Menschen zu Opfern fähig machte.

Noch bevor Bernhard die Wohnung seiner Schwiegereltern erreicht hatte, spürte er, dass sich seine Umkehr bereits vollzogen hatte. Nicht von Monika hing die Zukunft ab – von ihm ganz allein. Er musste neu beginnen, sie überzeugen von einem wahren Weg. Ihr hatte niemand davon gesprochen, sie hatte keinen solchen Brief wie er. Aber sie würde mitgehen, sie würde verstehen, was er meinte. Noch war nichts verloren. Sie waren jung, sie mussten nur nachholen, was sie versäumt hatten.

Monika war allein zu Hause. Die Kinder schliefen. Bernhard wollte seiner Frau erklären, warum er so spät noch komme. Sie sah ihn ernst an:

«Ist dein Anwalt zurück? Willst du mir sagen, dass nun die Scheidung – – ?»

Die Antwort, die Bernhard gab, war sehr seltsam:

«Ich habe einen andern Anwalt, Monika. Und der gibt mir den Rat, dass wir zwei uns neu besinnen. Wir sollen umkehren, sagt er, und das wahre Glück mit Gott beginnen. Komm, Monika, ich will es dir erklären.»

Spät in der Nacht standen die jungen Menschen an den Betten ihrer Kinder und reichten sich die Hände. Es war, als beteten sie. Aber das taten sie nur mit dem Herzen.

«Herr Ober, das Kotelett ist ungeniessbar!»

«Dann bringe ich Ihnen ein Schnitzel!»

«Aber ich habe das Kotelett bereits angebissen!»

«Das macht nichts, wir haben auch angebissene Schnitzel!»

«Herr Ober, der Teller ist ja ganz feucht!»

«Irrtum, mein Herr – das ist die Suppe!»